

Inhalt

Einleitung	11
I. Handelskapitalismus und europäische Expansion	29
<i>Vom späten 15. bis ins frühe 18. Jahrhundert</i>	
1. Der Welthandel vor der Entdeckung der Neuen Welt . . .	33
2. Der portugiesische Kronkapitalismus (16. und frühes 17. Jahrhundert)	39
3. Kolonien statt Handelsstützpunkte: Spanien und Portugal auf dem amerikanischen Kontinent (16. und erste Hälfte des 17. Jahrhunderts)	49
4. Aggressive Handelsmacht und <i>first modern economy</i> : Die Niederlande vom späten 16. bis ins frühe 18. Jahrhundert	63
5. Der <i>fiscal-military state</i> und die Anfänge des <i>gentlemanly capitalism</i> : England im 17. und frühen 18. Jahrhundert . . .	75
6. Rück- und Ausblick	85
II. Handelskapitalismus, Plantagensklaverei und Kolonialismus	89
<i>Von der Mitte des 17. bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts</i>	
1. Der transatlantische Sklavenhandel	91
2. Die Zuckerinseln der Karibik als Motor der atlantischen Ökonomie	98

3.	Die nordamerikanischen Festlandskolonien und frühen Vereinigten Staaten	113
4.	Die <i>East India Company</i> und Indien: Etappen der Kolonialisierung	130
III.	Vom Handels- zum Industriekapitalismus <i>Die Industrielle Revolution in globaler Perspektive</i>	145
1.	Große und kleine Weggabelungen und die Rolle des Überseehandels	147
2.	Die Industrielle Revolution in England	160
3.	Frühe Nachzügler: Kontinentaleuropa und die USA	176
4.	Neu-Europa und ein anderer Westen	190
5.	Asien und Afrika in Zeiten des Freihandelsimperialismus	200
IV.	Zweite Industrielle Revolution und Globalisierung im Zeichen des Imperialismus <i>Ca. 1870–1930</i>	213
1.	Der Siegeszug des modernen Großunternehmens und die zweite Industrielle Revolution	217
2.	Imperialistische Metropolen und ihre Rohstofflieferanten an der Peripherie: Die <i>Anglo-World</i> und Lateinamerika	251
3.	Imperialistische Metropolen und ihre Rohstofflieferanten an der Peripherie: Afrika und Asien	296
V.	Planung und Entwicklung: Kapitalismus in Krise, Zweitem Weltkrieg und Kaltem Krieg <i>Von der Weltwirtschaftskrise bis in die frühen 1970er Jahre</i>	331
1.	Gescheiterte Restauration und umstrittene Neukonstruktion einer weltwirtschaftlichen Ordnung	333
2.	Wege aus der Weltwirtschaftskrise und in den Zweiten Weltkrieg	352
3.	Ein amerikanisches Vierteljahrhundert in den westlichen Industriestaaten?	372

4. Industrialisierungswege und Entwicklungskonzepte, abhängige Entwicklung und Neokolonialismus in Asien, Lateinamerika und Afrika	394
VI. Neue globale Wertschöpfungsketten, Expansion des Welthandels und Aufstieg des Finanzmarktkapitalismus <i>Von den 1970er Jahren bis zur Gegenwart</i>	431
1. Die neoliberale Ordnung und die spektakuläre Erweiterung der kapitalistischen Weltwirtschaft	434
2. Industriekapitalismus im Zeichen neuer Wertschöpfungsketten	454
3. Expansion des Welthandels und Neuorganisation der Absatzwege	472
4. Finanzmarktkapitalismus: Strukturmerkmale und Krisenhaftigkeit	494
Schluss	517
Anhang	
Dank	529
Anmerkungen	531
Abkürzungen	588
Literaturverzeichnis	590
Personen- und Firmenregister	648
Ortsregister	660

Einleitung

Wie keine Generation vor uns leben wir heute in Einer Welt. Die Corona-Pandemie hat zwar die Beschleunigung der weltweiten wirtschaftlichen Verflechtung gestoppt, die seit fast einem halben Jahrhundert zu beobachten ist. Doch sind einstweilen die Strukturen internationaler Arbeitsteilung, die dieser Verflechtung zugrunde liegen, nicht transformiert worden, sondern lediglich hier und da gestört. Während die Rede von der Einen Welt im Zuge endloser Globalisierungsdiskussionen zur Binsenwahrheit geworden ist, bleibt das Bewusstsein davon, dass wir auch *von* dieser Einen Welt leben, weniger ausgeprägt. Stephan Lessenich hat diesbezüglich von «gesellschaftliche(n) Naturverhältnisse(n)» gesprochen, die «funktional absolut unverzichtbar, ökologisch jedoch vollkommen unhaltbar sind».¹ Mit Blick darauf steht uns am ehesten der Klimawandel vor Augen, der bedrohlichste Aspekt des Anthropozäns, jenes erdgeschichtlichen Zeitalters also, das ganz wesentlich von menschlichem Handeln und hier vor allem von der Nutzung fossiler Brennstoffe geprägt ist.² Die Anfänge dieses Zeitalters sind umstritten, werden aber von denen besonders früh datiert, welche die Gefährdungen unserer Biosphäre lediglich als Epiphänomen einer spezifisch kapitalistischen Form der Aneignung der Natur seit dem späten 15. Jahrhundert verstehen.³ Jenseits aller Datierungsfragen geht es hier um den Preis, den nachfolgende Generationen dafür werden zahlen müssen, dass unsere kapitalistisch verfasste Gesellschaft seit Jahrhunderten so tut, als ob Naturressourcen keinen Preis hätten.

Konkret ist das Leben *in* Einer Welt in vielfältiger Weise mit dem Leben *von* dieser Einen Welt verschränkt. Wenn z. B. die Küsten Bangladeschs oder vieler indonesischer Inseln in besonders hohem Maße vom

Anstieg der Meeresspiegel betroffen sind, dann ist das nicht allein eine gleichsam äußere Folge der Erderwärmung. Zusätzlich spielt eine wichtige Rolle, dass dort die Mangrovenwälder, die Fluten und Überschwemmungen bremsen könnten, immer mehr verloren gehen. Grund sind die Aquakulturen, in denen 2014 4,5 Millionen Tonnen Garnelen produziert wurden, mehr als das 200-fache der Produktion von 1975. Die Nachfrage vor allem europäischer Konsumenten treibt dieses milliarden schwere Geschäft an, dessen ökologische Kosten fernab vom Konsum getragen werden.⁴ Die Verschränkung zwischen der fortgeschrittenen ökonomischen Verflechtung der Welt und einer zur planetaren Bedrohung werdenden Naturvernutzung geht also mit globalen Asymmetrien einher, die von Kapitalinteressen hervorgerufen werden.

Letztlich zeigte auch die Corona-Pandemie diesen Zusammenhang auf. Denn das Virus war ja seinerseits das Produkt eines gesellschaftlichen Naturverhältnisses, dessentwegen Virologen seine Entstehung erwarteten, und zwar in «der Region eines Zusammenspiels zwischen Wildnis, Landwirtschaft und städtischer Bevölkerung, die sich über Ostasien erstreckt».⁵ Die rasche globale Ausbreitung des Virus konnte angesichts der vielfältigen Verflechtungen zwischen den Weltregionen nicht überraschen, doch bedeutete Allgegenwart keineswegs gleiche Betroffenheit. Schließlich traf die Pandemie schon innerhalb einzelner Gesellschaften verschiedene Gruppen höchst unterschiedlich: Während die Aktionäre von Versandunternehmen profitierten, waren für Zusteller die Möglichkeiten der Kontaktreduzierung sehr begrenzt, und für ins Home Office geschickte Schreibtischarbeiter*innen war die Lebensqualität in hohem Maße vom zur Verfügung stehenden Wohnraum abhängig. Vielleicht noch deutlicher traten zwischen den Nationalstaaten Unterschiede in der Leistungsfähigkeit der Gesundheitssysteme scharf hervor und prägten die ohnehin ganz verschiedenen Bewältigungsstrategien. Nicht zuletzt gab es eklatante Differenzen bei der Versorgung mit den überraschend schnell entwickelten Impfstoffen, deren Entwickler in Deutschland, England oder den USA nicht auf die einträglichen Lizenzgebühren für ihre Patente verzichten wollten, auch wenn sie dafür etwa von indischer oder südafrikanischer Seite scharf kritisiert wurden. Angesichts der in der Corona-Pandemie nur besonders deutlich gewordenen Verschränkung zwischen der Welt als eng verflochtenem Wirtschafts- und Lebensraum und der Welt als rücksichts-

los ausgebeuteter Natur überrascht es nicht, dass Thomas Piketty unlängst eine Art Weltregierung zur Lösung der dringendsten Probleme gefordert hat. Konkret dachte er an «transnationale(.) Versammlungen, denen idealiter die globalen öffentlichen Güter wie eine gemeinsame Politik der Steuer- und Umweltgerechtigkeit anvertraut wären».⁶

Wer auf eine solche, zunächst einmal utopisch anmutende Lösung hofft, muss indessen in Rechnung stellen, dass die nicht selten gewaltsam geschaffenen globalen Asymmetrien bislang recht rigoros verteidigt worden sind, zuerst durch die offene Gewalt von Kolonialstaaten (und den ihnen vorarbeitenden Handelskompanien), dann auch mit dem etwas sanfteren Druck des Freihandelsimperialismus, der gleichwohl nicht immer ohne Militär- und Geheimdienstaktionen auskommt, und schließlich mit Hilfe internationaler Organisationen wie *Weltbank* und *IWF*, deren Leitungsgremien selbst die globalen Asymmetrien spiegeln und so deren Perpetuierung wahrscheinlich machen. Wie die Dynamik des Kapitalismus asymmetrische Verhältnisse in der Welt hervorgetrieben hat, ist die Leitfrage des vorliegenden Buches. Sie ist auch deshalb wichtig, weil die meisten aktuellen Deutungsangebote recht kurzatmig jüngere Entwicklungen wie Digitalisierung oder Finanzialisierung ins Zentrum der Betrachtung rücken, die trotz ihrer unzweifelhaften Bedeutung für ein vertieftes Verständnis unserer kapitalistischen Gegenwart kaum ausreichen.

Diesen Deutungen eine zeitlich weit zurückreichende Analyse entgegenzustellen, ist jedoch ein schwieriges, von zahlreichen Fallstricken begleitetes Unternehmen. Auf der einen Seite stößt es auf die Skepsis von Wirtschaftshistorikern, die wie der Doyen einer globalen Wirtschaftsgeschichtsschreibung Patrick O'Brien «rigoros spezifizierte Modelle und quantitative Evidenz» zum Bewertungsmaßstab erklären und deshalb Groß Erzählungen allenfalls rhetorische Überzeugungskraft zutrauen.⁷ Auf der anderen Seite muss dieses Unterfangen die Mahnungen eines historischen Soziologen wie Wolfgang Knöbl ernstnehmen, wie reflektiert «Ereignisse erzählerisch zu verketteten» sind, um als einigermaßen angemessene Prozessanalysen gelten zu können.⁸ Und schließlich seien auch die Überlegungen von Historiker*innen aufgegriffen, die wie der viel zu früh verstorbene Thomas Welskopp eine «Rekonzeptualisierung des Kapitalismus aus der Akteursperspektive» vorschlugen, also den Kapitalismus «als Ensemble und immer wieder aufs Neue erzeugte(n) Effekt spezifischer,

aufeinander bezogener sozialer Praktiken» zu beschreiben suchen.⁹ Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist indessen nicht recht erkennbar, wie ein solcher Ansatz eine sich über mehr als fünf Jahrhunderte erstreckende Globalgeschichte fundieren und dabei der Beobachtung William Sewells Rechnung tragen kann, dass dem Kapitalismus «eine langfristige zeitliche Dynamik mit starker Direktionalität» zu eigen ist.¹⁰

Die Schwierigkeiten beginnen mit dem Kapitalismusbegriff selbst. Mehr als einmal ist gezeigt worden, dass seine Entstehung im 19. Jahrhundert nur aus dem Geist der Kapitalismuskritik zu verstehen ist. Gleichwohl ist ein Festhalten an dem Begriff unbedingt sinnvoll, weil er eher als andere – Wachstum, Entwicklung, Industrialisierung – geeignet ist, die angesprochenen asymmetrischen Verhältnisse zu fassen. Nun bezeichnen die genannten Alternativbegriffe zugleich distinkte, wenngleich in der Regel mit dem Kapitalismus in Verbindung gebrachte Phänomene. Gemeinsam ist ihnen aber auch, dass sie unterstellen, dass Nationalstaaten die gleichsam gottgegebenen Untersuchungseinheiten bilden, und diese Annahme in der oft sehr auf das Bruttoinlandsprodukt fixierten Methodologie zugleich fest verankern. Das hat zunächst eine entwicklungspolitische Implikation, die von Angus Deaton, Träger des Alfred-Nobel-Gedächtnispreises für Wirtschaftswissenschaften, vermutlich nicht einmal zynisch gemeint ist: «Zweifellos sollte geschehen, was in der mittlerweile reichen Welt geschah, wo sich die Länder auf ihre eigene Art, in ihrem eigenen Rhythmus und entsprechend ihren eigenen politischen und wirtschaftlichen Strukturen entwickelt haben.»¹¹ Die globale Wirtschaftsgeschichte dergestalt als Wettlauf von Nationen zu verstehen, die auf ihre je eigene Art und Weise ans Ziel gelangen werden, blendet aber nicht nur die Folgen kolonialer Abhängigkeit aus, sondern ignoriert auch die anderen, gleichfalls oft asymmetrischen Formen wirtschaftlicher Verflechtung. Überdies vernachlässigt eine solche Herangehensweise, dass der Nationalstaat seinen Siegeszug in weiten Teilen der Welt erst im 20. Jahrhundert angetreten hat. Sie projiziert also Entwicklungen auf politische Einheiten zurück, die in dieser Form gar nicht existiert haben.

Das heißt nun nicht, dass der Rückgriff auf den Kapitalismusbegriff allein schon die angesprochenen Probleme löst. Allzu eng ist die Geschichte des Kapitalismus mit Großtheorien und Meistererzählungen über die Moderne und so über die Besonderheit des Westens verknüpft,

die als überholt gelten müssen. Schon Adam Smith war überzeugt: «Die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien um das Kap der Guten Hoffnung sind die beiden größten und bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit.»¹² Und ähnlich umstandslos eurozentrische Perspektiven findet man bis ins frühe 21. Jahrhundert. Richard Lachmann etwa hat vor einigen Jahren in den Eingangssätzen zu einer einschlägigen Studie konzise formuliert: «Etwas geschah in Westeuropa in der Zeit vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Die Begründer der Soziologie glaubten, die Aufgabe ihrer Disziplin wäre es, dieses etwas zu definieren und zu erklären, warum, wann und wo es geschah.»¹³ Der amerikanische Soziologe nahm die erhellende Beobachtung indessen nicht zum Anlass einer kritischen Reflexion über den Eurozentrismus (der kein Privileg der Soziologie ist). Ohne eine Auseinandersetzung mit eurozentrischen Verzerrungen, die möglicherweise schon in den Fragestellungen verankert sind, wird man die globale Dynamik des Kapitalismus aber ebenso wenig angemessen erfassen können wie ohne eine Beschäftigung mit den wichtigsten Definitionen des Kapitalismus und ihren Implikationen für den zeitlichen und räumlichen Rahmen der Untersuchung.

Marx benutzt den Begriff «Kapitalismus» so gut wie nie, spricht dafür aber umso häufiger vom «Kapital» im Sinne von Kapitalverhältnis oder – enger gefasst – der kapitalistischen Produktionsweise. Für diese ist das Spannungsverhältnis zwischen freien Lohnarbeitern auf der einen und den kapitalistischen Besitzern der Produktionsmittel auf der anderen Seite konstitutiv. Ohne dieses Verhältnis scheint Marx weder die stete Steigerung der Produktivkräfte noch die fortgesetzte Akkumulation von Kapital denkbar. Letztere resultierte für ihn bekanntlich aus der Produktion von Mehrwert, ein Konzept, das Gareth Stedman Jones in seiner Marx-Biographie von 2016 uncharmant, aber zutreffend als «ein Stück unhaltbarer Spekulation» bezeichnet hat.¹⁴ Lässt man deshalb die daran anknüpfende Analyse der Bewegungsgesetze des Kapitalismus beiseite, bleibt dennoch eine Spannung zwischen der Beschreibung seiner zentralen Strukturelemente und der Behandlung von deren Genese. Empirischer Bezugspunkt der Ersteren ist vor allem der englische Industriekapitalismus des 19. Jahrhunderts, dessen Entstehung Marx ja aus nächster Nähe zu beobachten vermochte. Die Genese weist dagegen zeitlich weiter zurück. Denn die Voraussetzungen für die «Exploitation fremder, aber

formell freier Arbeit», wie es im berühmten 24. Kapitel des ersten Bandes des *Kapitals* heißt, werden nach Marx schon im späten 15. und im 16. Jahrhundert durch die *inclosures* (Einhegungen) und die Aufteilung des Gemeindelandes geschaffen.¹⁵

Nun wird man zugestehen müssen, dass im Prozess einer Genese die Elemente des Entstehenden noch nicht voll ausgebildet sein können. Der Rückgriff auf den Agrarkapitalismus im England des 16. Jahrhunderts muss von daher der theoretischen Erschließung des Industriekapitalismus des 19. Jahrhunderts nicht notwendig im Wege stehen.¹⁶ Und doch ist auch der theoretische Rahmen selbst nicht frei von Widersprüchen. So heißt es schon im vierten Kapitel mit Blick auf die berühmte Formel $G - W - G$ (bzw. G'), also die Transformation von Geld in Ware und dann wieder in (mehr) Geld: «Geld, das in seiner Bewegung diese letzte Zirkulation beschreibt, verwandelt sich in Kapital, wird Kapital und ist schon seiner Bestimmung nach Kapital.»¹⁷ Dazu passt die vorhergegangene historische Beobachtung: «Welthandel und Weltmarkt eröffnen im 16. Jahrhundert die moderne Lebensgeschichte des Kapitals», nicht aber die vielzitierte Formel aus dem dritten Band: «Aber im Zirkulationsprozeß wird kein Wert produziert, also auch kein Mehrwert.»¹⁸

Nun geht es nicht um die theoretische Konsistenz der Marx'schen Konzeption. Aber es scheint doch offensichtlich, dass mit der überfälligen Aufgabe der Mehrwerttheorie auch die Lohnarbeit ihre unabdingbare Zentralstellung verliert. Gleichzeitig wird die schroffe Kontrastierung von Zirkulation und Produktion, von Handels- bzw. Finanzkapitalismus auf der einen und Industriekapitalismus auf der anderen Seite ein Stück weit eingeebnet. Und beides ist zu Beginn des dritten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts unbedingt zu begrüßen. Denn zum einen haben mehr als zwei Jahrzehnte intensiver globalhistorischer Forschung überdeutlich gemacht, dass kapitalistische Unternehmungen auch mit unfreier Arbeit sehr wohl Profite erwirtschaften können. Und zum andern lassen sich die hinsichtlich ihres Börsenwerts größten Unternehmen unserer Tage zumeist schlecht als industriekapitalistisch begreifen. «Der Kapitalismus existierte schon vor der Industrialisierung», hat R. Bin Wong nüchtern festgehalten, und, so kann man hinzufügen, er wird auch nach der Hochzeit des klassischen Industriekapitalismus fortbestehen.¹⁹ Was Not tut, ist also gleichsam eine Historisierung des Industriekapitalismus, die anderen Kapitalis-

men – allen voran dem Handels- und Finanzkapitalismus – ihr Recht gibt, ohne eine Abfolge zwischen ihnen zu postulieren. Denn zum einen war der Handelskapitalismus kein Frühphänomen, das an der Wende zum 20. Jahrhundert praktisch verschwunden gewesen wäre.²⁰ Und zum andern stellt der Finanzmarktkapitalismus des ausgehenden 20. und frühen 21. Jahrhunderts weder eine bloße Wiederkehr frühneuzeitlicher Muster noch eine völlige Neuschöpfung dar.

In veränderter Form kehrt die bei Marx latente Spannung zwischen frühneuzeitlicher Genese und am 19. Jahrhundert orientierter Strukturanalyse in der Sombart'schen Unterscheidung zwischen Früh- und Hochkapitalismus wieder und ganz allgemein in der Rede vom Modernen Kapitalismus, die ja nur in Abgrenzung zu anderen, vormodernen Formen sinnvoll ist. Das ist auch die Vorgehensweise Max Webers. Zunächst einmal unterscheidet er den Kapitalismus gegen Lujo Brentano und andere von schrankenloser Erwerbsgier und setzt ihn stattdessen gleich «mit dem Streben nach *Gewinn* im kontinuierlichen, rationalen kapitalistischen Betrieb: nach immer *erneutem* Gewinn, nach *«Rentabilität»*.» Die Rationalität dieses Betriebs macht er vor allem an der Kapitalrechnung, an der Bilanzierung fest und definiert einen kapitalistischen Wirtschaftsakt als einen solchen, «der auf Erwartung von Gewinn durch Ausnützung von *Tausch-Chancen* ruht: auf (formell) *friedlichen* Erwerbchancen also».²¹

Kapitalismus in diesem Sinne hat es für ihn seit weit zurückreichenden Zeiten und überall gegeben. «Aber der Okzident», so führt er die für ihn entscheidende Differenz ein, «kennt in der *Neuzeit* daneben eine ganz andere und nirgends sonst auf der Erde entwickelte Art des Kapitalismus: die rational-kapitalistische Organisation von (formell) *freier Arbeit*.»²² Und Letztere ist für Weber anders als für Marx nicht deshalb zentral, weil nur die freie Lohnarbeit Mehrwert zu produzieren vermag, sondern weil eine «exakte Kalkulation – die Grundlage alles andern, – (...) eben nur auf dem Boden freier Arbeit möglich» ist.²³ Die mit der exakten Kalkulation ins Zentrum gerückte Berechenbarkeit bindet den modernen Kapitalismus zum einen an andere Dimensionen des okzidentalen Rationalismus wie «die *technische* Verwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse» und «die rationale Struktur des *Rechts* und der *Verwaltung*». Zum andern erlaubt diese Berechenbarkeit die kategoriale Abgrenzung des modernen

vom politischen Kapitalismus, den Weber auch als Abenteuerer-Kapitalismus fasst.²⁴ Letzterer ragt für ihn in die Geschichte des modernen Kapitalismus nur da hinein, wo die politisch motivierte Kriegsfinanzierung die Entstehung rational operierender Bankenbetriebe befördert.

Webers Thesen zur Bedeutung der protestantischen Ethik für die Psychogenese des Kapitalismus bedürfen so wenig einer abermaligen Widerlegung wie Marxens Mehrwerttheorie. Entsprechende Zweifel ziehen Webers allgemeinere Überlegungen zu einem spezifisch okzidentalen Rationalismus auf sich. Eigentumsrechte waren keineswegs ein Privileg des Westens. Dagegen scheint sein Ansatz bei den Gewinnerwartungen, die mit der Ausnutzung von Tauschchancen verbunden sind, für eine Definition des Kapitalismus geeigneter als die Marx'sche Konzentration auf die Produktion. Webers Abwertung des politischen Kapitalismus allerdings ist durch die neuere globalhistorische Forschung stark in Frage gestellt worden. Denn heute sieht man, dass «das Bündnis des Staates mit kapitalistischen Interessen», von dem Weber mit Blick auf das merkantilistische England spricht, durch die kolonialistische Expansion und die auf Sklavenarbeit aufruhende Plantagenökonomie eng mit der Entstehung des westeuropäischen Industriekapitalismus verflochten ist.²⁵ Eine allzu strikte Entgegensetzung erscheint also ebenso fragwürdig wie die Überhöhung der freien Lohnarbeit zum konstitutiven Element eines modernen Kapitalismus.

Nochmals etwas andere Akzente setzt schließlich Joseph Schumpeter, der hier als dritter und letzter «Klassiker» angesprochen werden soll. Seine Kapitalismusdefinition umfasst «erstens, Privateigentum an nichtpersönlichen Produktionsmitteln (...), zweitens, Produktion für private Rechnung» sowie – leicht abgesetzt – «drittens, die Institution des Bankkredits».²⁶ «Diesen Kredit bereitzustellen», so hatte er schon in seiner *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* argumentiert, «ist offenbar die Funktion jener Kategorie von Wirtschaftssubjekten, die man «Kapitalisten» nennt. Ebenso offenbar ist das die der «kapitalistischen» Wirtschaftsform eigene Methode – und wichtig genug, um als ihre *differentia specifica* zu dienen – die Volkswirtschaft in neue Bahnen zu zwingen, ihre Mittel neuen Zielen dienstbar zu machen.»²⁷ Mit anderen Worten: Kredit finanziert unternehmerische Innovation und befördert so den evolutionären Prozess der kreativen Zerstörung.²⁸ Diesen Prozess verortet Schumpeter zwar wie Marx

und Weber primär in der Produktionssphäre, ist dabei aber insofern offener, als er Prozesse der Markterschließung etc. mit einbezieht. Und er grenzt auch die frühneuzeitlichen Praktiken, ««mit dem Schwert in der Hand Geschäfte (zu) betreiben»», nicht aus.²⁹ Schumpeters Betonung des Kredits hat eine doppelte Funktion: Zum einen vermag sie, die ihm sehr wichtige Trennung der Unternehmerfunktion vom Kapitalbesitz zu verankern. Zum andern findet mit ihr eine spezifisch kapitalistische Temporalität Eingang in die Theorie, die Jens Beckert unlängst im Rückgriff auf Frank H. Knights Unterscheidung von Risiko und Unsicherheit als imaginierte Zukunft auf den Begriff gebracht hat.³⁰ Dieser Vorgriff auf eine notwendigerweise ungewisse Zukunft ist zwar auch in Webers Rede von den Gewinnerwartungen oder in Sombarts Bild der «Projektmacher» und «Projektanten» bereits präsent, scheint aber für das Verständnis der Entwicklungen der jüngsten Zeit wichtiger denn je.³¹

Was lässt sich nun aus diesem Blick auf die wichtigsten Klassiker für eine Arbeitsdefinition des Kapitalismus gewinnen? Sinnvoll scheint es zunächst, als Grundvoraussetzungen kapitalistischen Wirtschaftens lediglich die Existenz von Eigentumsrechten, von Warenmärkten und von Kapital zu postulieren, und dann mit Weber die «Erwartung von Gewinn durch Ausnützung von *Tausch*-Chancen» in den Mittelpunkt zu rücken, ohne seine Einschränkung auf formell friedliche Erwerbchancen zu übernehmen. In diesem Punkt sind Marx und Schumpeter historisch realitätsnäher. Dabei kann zunächst offen bleiben, ob der Einsatz von Gewalt – wie von Marx angenommen – allein den blutigen Geburtswehen des Kapitalismus zuzurechnen ist oder ob es sich um ein Strukturmerkmal handelt, das zumindest an der Peripherie präsent bleibt bzw. periodisch wiederkehrt.³²

Sodann ist es ratsam, auf die von Weber vorgenommene scharfe Abgrenzung eines spezifisch modernen Kapitalismus zu verzichten. Denn zum einen lässt sich dessen Rationalität nicht als westliches Spezifikum erweisen, und zum andern ist sie auch nicht an der freien Lohnarbeit als Basis von Rentabilitätskalkulationen festzumachen. Die mit Sklaven betriebenen Zuckerplantagen der Karibik waren im 18. Jahrhundert oft extrem profitabel, und sie waren es unter anderem, weil ihre Besitzer ihre Rentabilität durch eine immer effizientere Ausgestaltung der Arbeitsteilung und durch beständige Erhöhung der Arbeitsproduktivität systema-

tisch zu steigern suchten. Da führt die Rede von einem vorrationalen Beutekapitalismus in die Irre. Stattdessen handelt es sich bei der Entwicklung des Kapitalismus um einen graduellen Prozess, innerhalb dessen Praktiken der Kapitalmobilisierung und Risikoabsicherung sowie der Herausbildung der Unternehmung als selbständigem Akteur besondere Bedeutung zukommt.

So lassen sich auch einige eingeführte, aber stets problematische binäre Unterscheidungen umgehen, etwa die Marx'sche zwischen gebrauchswertzentrierter einfacher Warenproduktion und tauschwertfixiertem Kapitalismus, die Sombart'sche zwischen auf bloßes Auskommen ausgerichteter Handwerkswirtschaft und dem unablässigen Profitstreben des modernen Kapitalismus und nicht zuletzt die von Fernand Braudel in den Mittelpunkt gerückte Entgegensetzung von einem Markt, der durch gerechten Tausch und Transparenz gekennzeichnet ist, und einem Kapitalismus, der durch ungleichen Tausch und Ausnutzung gewaltbasierter Monopolstellungen charakterisiert ist.³³

In diesem als gradueller Prozess begriffenen Formwandel des Kapitalismus bedeutet die von Adam Smith gefeierte «Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien um das Kap der Guten Hoffnung» nicht die eine konstitutive Zäsur. Zwar revolutionierten die bald aktienbasierten Unternehmungen wie die niederländischen und englischen Ostindienkompanien die Praktiken des Gewalteinsatzes wie auch der Kapitalmobilisierung. Doch kommt ihnen deshalb nicht per se schon größeres Gewicht zu als den institutionellen Innovationen der hoch- und spätmittelalterlichen Handelsrepubliken Oberitaliens. Wenn die Rede von einer «*via italiana* zum Kapitalismus» gleichwohl in die Irre führt, dann, weil die dort erprobten Geschäftspraktiken in den Hafenstädten des Indischen Ozeans schon lange verbreitet waren.³⁴

Letztlich lässt sich für einen Einschnitt um 1500 weniger institutionen- als vielmehr globalisierungsgeschichtlich argumentieren. Die Globalisierungsgeschichte hat zwar längst ihren frühen Fokus auf weltwirtschaftliche Verflechtungen hinter sich gelassen und interessiert sich heute für eine Vielzahl von Globalisierungen. Auch bezieht sie Deglobalisierungen nicht erst seit der Corona-Pandemie mit ein, die einen ganz unmittelbaren Anstoß geliefert hat, verstärkt über Gegenbewegungen nachzudenken.³⁵ Dennoch bleibt die Frage nach der keineswegs linear verlaufenden

Entwicklung globaler Wirtschaftsbeziehungen wichtig. Allerdings liegt diesbezüglich eine Zäsur am Ende des 15. Jahrhunderts für die einen viel zu früh, für andere zu spät.

Von Globalisierung wollen viele erst sprechen, wenn sich für die wichtigsten Warenmärkte eine weltumspannende Preiskonvergenz nachweisen lässt, und eine solche findet sich für Europa und Asien erst seit den 1820er Jahren.³⁶ Warum aber sollen Handelsverflechtungen nicht als global begriffen werden, wenn oft gewaltsam durchgesetzte Monopole unterschiedlicher Effektivität und Beständigkeit die Preisbildung beeinflussen? Sicherlich blieb das Ausmaß weltwirtschaftlicher Verflechtung während der Frühen Neuzeit weit hinter dem im 19. Jahrhundert erreichten Maß zurück. Dennoch ist offensichtlich, dass bereits in dieser frühen Phase Strukturen einer Arbeitsteilung ausgeprägt wurden, die Teile der Welt miteinander verband. Diese Strukturen müssen unbeschadet der Frage der Marktintegration zentraler Bestandteil einer Geschichte sein, die nach der globalen Dynamik des Kapitalismus fragt. Macht und Gewalt sind hier allgegenwärtig, gleich ob man an die Erzwingung von Monokulturen auf südostasiatischen Gewürzinseln denkt, an die zollpolitische Diskriminierung der indischen Baumwollproduktion oder allgemeiner an die für die europäischen Kolonien typische und bis ins 20. Jahrhundert reichende Erzwingung von Bodenmärkten. Diese Erzwingung wurde begleitet von der offenen oder versteckten Enteignung und der Vertreibung der indigenen Bevölkerung und fand vielleicht im südafrikanischen *Native Land Act* von 1913 ihren traurigen Höhepunkt.

Dagegen hat Janet Abu-Lughod argumentiert, die Betonung der europäischen Expansion als Zäsur unterschlage das hohe Maß an Integration, das die eurasische Wirtschaft bereits um 1300 aufgewiesen habe. Die Pointe ihrer Kritik ist dabei zu zeigen, dass der italienische Levantehandel und die europäische Handelswelt insgesamt kaum mehr als ein Anhängsel einer um den Indischen Ozean zentrierten Wirtschaft gewesen seien, mit der vor allem arabische Händler die Verbindung hergestellt hätten.³⁷ Das ist als Korrektur einer eurozentrischen Sicht nur zu berechtigt. Konkret zielt es auf Immanuel Wallersteins seit den 1970er Jahren ausgearbeitete Vorstellung von einem modernen Weltsystem, das seit dem späten 15. Jahrhundert von seinem nordwesteuropäischen Zentrum aus immer weitere Teile der Welt inkorporiert habe. Dieser theoretische Rahmen ist

viel kritisiert worden, teils weil die schematische Unterscheidung von Zentrum, Semiperipherien und Peripherien den Akteuren an der Peripherie jedwede Handlungsmacht abspreche, teils weil die funktionalistische Ableitung der ökonomischen Strukturen der Peripherie aus den Bedürfnissen des Zentrums keine wirklichen Erklärungen biete. Und das sind vielleicht nur die beiden gewichtigsten Einträge in einer langen Liste von Kritikpunkten, deretwegen das Modell des amerikanischen Soziologen von vielen für seit Langem obsolet gehalten wird. Ihm kommt jedoch das bleibende Verdienst zu, einen Rahmen definiert zu haben, in dem die wechselseitige Verflechtung als zentrales Element kapitalistischer Dynamik ernstgenommen wird.³⁸ Eine solche Rahmung ist nicht nur den anfangs angesprochenen Ansätzen überlegen, die wirtschaftliche Entwicklung als Wettlauf voneinander unabhängiger Nationalstaaten konzipieren, sondern auch jenen, welche die wirtschaftlichen Konsequenzen des Kolonialismus auf den Institutionentransfer aus den Kolonialstaaten in die Kolonien eingrenzen.

Wallersteins Weltsystemtheorie entstand in engem Austausch mit der Frühneuzeitforschung Fernand Braudels und reicht über den von diesem gesetzten zeitlichen Rahmen kaum hinaus.³⁹ Darin lag mehr als nur eine Lücke in der Empirie, und es ging einher mit Braudels Unterstellung, die Natur des Kapitalismus habe sich seit der Frühen Neuzeit nicht grundlegend gewandelt – eine nicht nur wegen der Folgen der Industriellen Revolution wenig plausible Annahme.⁴⁰ Bis zu einem gewissen Grad wurde sie von Giovanni Arrighi korrigiert, der an Braudel und Wallerstein anknüpfte, aber stärker an der Abfolge verschiedener hegemonialer Staaten und Ökonomien interessiert war als an den konkreten wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen Zentrum, Semiperipherie und Peripherie. Dieses bis ins späte 20. Jahrhundert verfolgte Interesse lenkte seinen Blick auf die Übergänge zwischen niederländischer und britischer oder zwischen britischer und nordamerikanischer Hegemonie. Solche Übergänge waren für ihn stets am Ende eines Zyklus verortet, und dieses Ende war jeweils von einem Mangel profitabler Anlagemöglichkeiten für überreich vorhandenes Kapital charakterisiert, weshalb diese konfliktträchtigen Krisen für Arrighi regelmäßig den Anschein einer *belle époque* trugen.⁴¹

Offensichtlich hat das seit gut zwei Jahrzehnten zu beobachtende Erstarken der Globalgeschichte dem Ziel, die langfristige Entwicklung

globaler Asymmetrien zu verfolgen, in zweifacher Hinsicht genutzt. Zum einen hat es eine wohl etablierte vergleichende Perspektive durch verflechtungsgeschichtliche Betrachtungen ergänzt und herausgefordert. Selbst da, wo der Vergleich zentral geblieben ist, wie in der Debatte um die *great divergence*, hat die Forderung nach Reziprozität den Charakter des Vergleichs grundlegend verändert. Es reicht eben nicht zu fragen, warum die am stärksten entwickelten Regionen Chinas nicht der englischen Entwicklung gefolgt seien, wenn man nicht umgekehrt auch fragt, warum England nicht den chinesischen Weg gegangen sei. Zum andern nimmt die Wirtschaftsgeschichte im Rahmen globalhistorischer Ansätze einen sehr viel breiteren Raum ein als in der Geschichtswissenschaft allgemein.⁴² Dafür ist die Diskussion um die *great divergence* ebenso ein Beleg wie die gut entwickelte Erforschung von Warenketten, die anhand einzelner Güter weltwirtschaftlichen Verflechtungen nachspürt und über die Rekonstruktion von Warenketten zwangsläufig auch Abhängigkeiten in den Blick nimmt.⁴³

Insgesamt aber wird die Beschäftigung mit der Geschichte des Kapitalismus dennoch weiter von einem Fokus auf Entwicklung, Wachstum oder Industrialisierung dominiert.⁴⁴ Das wird auch durch die jüngsten Diskussionen um eine neue Kapitalismusgeschichte nicht wirklich widerlegt, in welcher der Nexus zwischen Kapitalismus und Sklaverei im Mittelpunkt steht. Denn sie ist nicht zufällig ein vor allem in den Vereinigten Staaten boomendes und insbesondere für die Geschichte des 19. Jahrhunderts ertragreiches Feld. Sie konterkariert den angesprochenen globalhistorischen Boom insofern nationalgeschichtlich, als die Zentralstellung des Zusammenhangs von Kapitalismus und Sklaverei indirekt vor allem den anhaltenden Rassismus in den USA thematisiert.

In der Soziologie spielt die Geschichte des Kapitalismus zunächst in der historischen Soziologie und in der allgemeinen Theorie als konstitutives Strukturelement der westlichen Moderne eine zentrale Rolle. Der Anschluss an Weber fällt unterschiedlich eng aus; dem Eurozentrismus seiner vergleichenden Religionssoziologie entkommen die meisten Beiträge zu dieser Forschungsrichtung indessen kaum. Dagegen nimmt die jüngere Wirtschaftssoziologie die soziale Einbettung aller Märkte zum Ausgangspunkt ihrer akteurszentrierten Analysen, die sie bewusst dem als objektivistisch oder essentialistisch begriffenen Vorgehen der Wirt-

schaftswissenschaften entgegengestellt. Diese Differenz zwischen den Fächern ist vor allem eine der Fragestellungen und des Erkenntnisinteresses. Vertreter der Politischen Ökonomie, die sich ganz weitgehend auf die westlichen Industriestaaten und die jüngste Vergangenheit beschränken, übersetzen ihre Zentralfrage nach dem Verhältnis von Wirtschaft und Politik immer wieder in die nach der Vereinbarkeit von Kapitalismus und Demokratie. Iversens und Soskices 2019 erschienener Band *Democracy and Prosperity* ist hier genretypisch, auch wenn er vermutlich nicht so einflussreich werden wird wie Soskices mit Peter Hall herausgegebenes Buch *Varieties of Capitalism*.⁴⁵ Diese Beiträge sind wichtig für ein Verständnis des Kapitalismus in westlichen Industriestaaten im 20. und frühen 21. Jahrhundert, aber sie lassen die nichtwestliche Welt zumeist außen vor. Von Globalisierung ist durchaus die Rede, aber nahezu ausschließlich als Herausforderung für die Arbeitsmärkte und die politischen Systeme des Westens. Autoren, die wie Daron Acemoglu und James Robinson den Blick räumlich und zeitlich etwas weiter schweifen lassen, offenbaren dabei ein eigentümliches Geschichtsverständnis: Geschichte wird hier zum Baukasten, aus dessen Elementen man fast beliebig Argumente konstruieren kann. Zeitlich weit zurückliegenden Weichenstellungen wie etwa von den Kolonialherren in ihren Kolonien eingeführten Institutionen wird so eine Wirksamkeit über Jahrhunderte hinweg unterstellt, linear und unbeeinflusst vom vielfältigen Geschehen dort und andernorts. Der Begriff «Pfadabhängigkeit» bekommt so einen schlechten Klang.⁴⁶

Auf dem Feld der Politischen Ökonomie tummeln sich Politologen und Ökonomen gleichermaßen. Man könnte die hier bereits genannten Ökonomen meist der neuen Institutionenökonomie zurechnen, die schon zu Zeiten von Douglass North stark historisch orientiert war. Den Begriff des Kapitalismus benutzt North dagegen nicht, und dasselbe gilt für die meisten jüngeren Vertreter dieser Richtung, die gleichwohl methodisch wichtige Beiträge zum Verständnis des wirtschaftlichen Wandels geliefert haben.⁴⁷ Andere Teilbereiche der Wirtschaftswissenschaften stehen einer Globalgeschichte des Kapitalismus näher. Dazu gehören etwa die Entwicklungsökonomie und die Außenhandelstheorie. Sieht man von den Teilen der Entwicklungsökonomie einmal ab, die im Rahmen der *area studies* angesiedelt sind, geht es den hier Forschenden durchaus um die Interdependenzen der Entwicklung verschiedener Weltregionen und die

aus ihnen resultierenden Asymmetrien. Doch greift es historisch zu kurz, wenn das Geschehen wie etwa in Jeffrey Williamsons durchaus eindrucksvoller Studie *Trade and Poverty* im Kern als Zusammenspiel der relativen Preise der Produktionsfaktoren unter wechselnden Weltmarktbedingungen konzipiert wird.⁴⁸ Auf diese Weise soll beispielsweise für Lateinamerika im späten 19. Jahrhundert ein dramatisches Sinken der Löhne im Verhältnis zu den Grundrenten begreifbar gemacht werden. Zu den Voraussetzungen dieser Entwicklung zählen aber ganz zentral die kolonial geformten Besitz- und Machtstrukturen. Auch deshalb muss eine Globalgeschichte des Kapitalismus weit hinter das 19. Jahrhundert zurückgreifen und darf Wirtschaft und Politik nicht künstlich trennen.

Das soll als knapper Blick auf einige an der historischen Entwicklung des Kapitalismus interessierte Disziplinen genügen, zu denen noch weitere wie die Rechtswissenschaft oder die Anthropologie hinzukommen. Das vorliegende Buch fragt vor diesem Hintergrund nach dem Zusammenhang zwischen kapitalistischer Dynamik und globaler Asymmetrie seit dem 15. Jahrhundert. Wer investiert wo, wofür und mit welchen Erwartungen wieviel Kapital, und welche Rolle spielen Markt und Macht bei der Umsetzung solcher Investitionsentscheidungen? Dergestalt im Anschluss an Jonathan Levy nach konkreten Kapitalisierungen im Rahmen verschiedener Investitionsregimes zu fragen, verbietet, die Folgen dieser Kapitalisierungen für die Arbeiterschaft gleichermaßen ins Zentrum zu stellen, wenn man eine globale Perspektive über einen Zeitraum von mehr als 500 Jahren verfolgen möchte.⁴⁹ Diese Konsequenzen werden nicht aus-, aber doch ein wenig abgeblendet und sicherlich weniger intensiv behandelt, als manche Leser*innen sich das wünschen würden. Eine weitere Konsequenz der Vorentscheidung über Zeit und Raum besteht in der Präferenz, die in den einzelnen Kapiteln der Analyse von strukturellen gegenüber konjunkturellen Entwicklungen eingeräumt wird. Auch hier handelt es sich um ein Ab- und kein Ausblenden, zumal einzelne Konjunkturerbrüche wie die Weltwirtschaftskrise zweifellos den Charakter einer tiefen Zäsur besitzen.

In der Beantwortung der angeführten Fragen und in der Umsetzung der angesprochenen Schwerpunktsetzungen ist die folgende Darstellung in sechs Kapitel gegliedert, deren chronologische Grenzen schon deshalb unscharf sein müssen, weil von einem weltweit synchronen Verlauf lange

keine Rede sein kann. Das gilt insbesondere für die ersten beiden Kapitel, zwischen denen es breite zeitliche Überlappungen gibt. Das erste behandelt das frühneuzeitliche Eindringen europäischer Länder in den süd- und ostasiatischen sowie den mittel- und südamerikanischen Raum und verfolgt insbesondere das Zusammenspiel von Handelskapital und Staat. Dabei ist es der Gesamtfragestellung geschuldet, dass der europäische Binnenhandel vor allem im Mittelmeer- und Ostseeraum stark in den Hintergrund gerückt wird. Dasselbe gilt für die gewerbliche und insbesondere heimgewerbliche Produktion, die hier nur insoweit interessiert, als ihre handelskapitalistische Durchdringung Impulse durch den Fernhandel mit der Neuen Welt erhält. Auf der anderen Seite wird aber durchgängig nach der Tiefe des Eindringens europäischer Handelsinitiativen und deren Abhängigkeit von vorgefundenen Strukturen und Akteuren in Asien oder Lateinamerika gefragt.

Eine neue Qualität erhalten die transkontinentalen Verflechtungen dann mit dem im zweiten Kapitel analysierten atlantischen Dreieckshandel. Dieser verband die Verschleppung afrikanischer Sklaven nach Brasilien, in die Karibik und in die Südstaaten der USA mit der dortigen Produktion von Rohstoffen für den Export nach Europa und mit der europäischen Industrieproduktion für die afrikanischen Küstenregionen zu einer gleichermaßen dynamischen wie lebensverachtenden Struktur, in die auch der englische Asienhandel integriert war. Dabei trug die Zuckerproduktion bereits den Charakter einer kapitalintensiven Industrie, doch war die dort verbreitete Sklaverei nicht die einzige Form unfreier Arbeit, mit der ansehnliche Profite erzielt wurden, wenngleich diejenige Form, in der die Kapitalrechnung besonders stark vorangetrieben wurde.

Diese beiden ersten Kapitel perspektivieren ganz wesentlich die im dritten Kapitel ins Zentrum gerückte Industrielle Revolution, denn sie fragen zum einen nach den Gründen für eine Auseinanderentwicklung von Europa und Asien und insbesondere von England und China und zum andern nach der Bedeutung des atlantischen Dreieckshandels für die englische Industrialisierung. Neben der Ausbreitung des neuen industriellen Investitionsregimes werden im dritten Kapitel aber auch der Rohstoffimport aus den britischen Kolonien wie aus den Einflusszonen des Freihandelsimperialismus sowie die Bedeutung dieser Weltregionen für den britisch-europäischen Industrieexport thematisiert. Dabei wird ge-

zeigt, dass die ökonomische Integration der Welt am Ende des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts durchaus noch begrenzt war. Das änderte sich gegen Ende des Jahrhunderts grundlegend, weil nun die Ausbreitung von Dampfschiffahrt, Telegraphie und Eisenbahn die Transportkosten senkte und die Erschließung neuer Räume möglich machte. Insbesondere auf dem afrikanischen Kontinent ging dies mit einem Schub der Kolonisation einher. Diese war indessen keine unverzichtbare Voraussetzung der Versorgung mit Rohstoffen für die Zweite Industrielle Revolution, die damals in den USA und anderen Industriestaaten stattfand. Mit dieser im vierten Kapitel behandelten Entwicklung ging der Siegeszug moderner Großunternehmen einher, die aufgrund ihrer Größe häufig eine beherrschende Stellung auf dem nun weitgehend integrierten Weltmarkt einnahmen. Der Erste Weltkrieg bedeutete in dieser Phase zwar einen tiefen Einschnitt. Gleichwohl erholte sich der Welthandel in den 1920er Jahren, bevor er in der Weltwirtschaftskrise weitgehend zum Erliegen kam. Diese stellt insofern die bedeutendere Zäsur dar.

Die schon unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg einsetzenden Bemühungen um die Rekonstruktion einer Weltwirtschaftsordnung stehen am Anfang des fünften Kapitels, das zeitlich bis in die 1970er Jahre reicht. Viele der in diesem Zusammenhang geschaffenen Institutionen existieren bis in unsere Gegenwart, ebenso wie der zentrale Interessenkonflikt zwischen den Industrieländern des globalen Nordens und den weniger entwickelten Ländern des globalen Südens, die oft in die Rolle der Rohstoffproduzenten gedrängt werden. Mehr als vor dem Ersten Weltkrieg und mehr als seither agierten Industrie-, Handels- und Finanzkapital in dieser Zeit innerhalb eines Rahmens, den sich gegeneinander abschottende Volkswirtschaften oder auch Wirtschaftsblöcke bildeten. Sie waren wie das die gesamte Periode beherrschende Planungsdenken zu einem erheblichen Teil ein Erbe der beiden Weltkriege, die außerhalb der Sowjetunion weniger das Ende kapitalistischer Strukturen als deren Ausrichtung an politisch vorgegebenen Zielen erlebt hatten. Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zog sich der Staat nicht einfach zurück, sondern blieb in den westlichen Industriestaaten ein zentraler industrie- und sozialpolitischer Akteur. Und in vielen der sogenannten Entwicklungsländer fungierte er als Träger einer Industrialisierungsstrategie, die geschützt von hohen Einfuhrzöllen den Import gewerblicher Güter durch eigene Produktion zu ersetzen suchte.

Der Verlauf solcher Industrialisierungsprogramme war nur selten uneingeschränkt überzeugend. Doch es war vor allem die Aushöhlung der nach dem Zweiten Weltkrieg in Bretton Woods verabredeten Wirtschafts- und Finanzordnung, welche die 1970er Jahre zu einem Übergangsjahrzehnt in eine oft als neoliberal beschriebene Phase machten, die das sechste und letzte Kapitel untersucht. Hier geht es um die Liberalisierung der Finanzmärkte ebenso wie um den kräftigen Globalisierungsschub, der vor allem von zwei Entwicklungen befördert wurde: der durch die Containerisierung symbolisierten erneuten Transportrevolution und noch mehr von der Integration der (ehemals) sozialistischen Staaten Osteuropas und der Volksrepublik China in eine Weltwirtschaft, deren Arbeitskräftepotential sich schlagartig verdoppelte. Im Zusammenspiel mit der alle Wirtschaftsbereiche durchdringenden Digitalisierung führte das zur Ausbildung völlig neuer vielgliedriger Wertschöpfungsketten, zur Revolutionierung des Handels, der die Produktion nun wieder stärker dominierte, sowie zur Ausbildung eines krisenanfälligen Finanzmarktkapitalismus, dessen Einbrüche staatliche Rettungsaktionen bislang ungekannten Ausmaßes hervorriefen. Die damit einhergehende extreme öffentliche Verschuldung ist von der ansonsten anders gelagerten Corona-Krise erneut vorangetrieben worden, welche die in den letzten vier Jahrzehnten entstandene globale Wirtschaft grundsätzlich herausfordert. Ein kurzer Schluss bietet indessen weniger kurzfristige Prognosen zu den Chancen einer partiellen Rekonstruktion einer Vor-Corona-Welt als vielmehr einige Schlussfolgerungen zum langfristigen Verlauf sowie Reflexionen über Optionen einer zukünftigen Entwicklung, die durch diese Krise deutlicher hervorgetreten sind.